

Kultur als Materialität oder Material – Diskurstheorie oder Diskursanalyse?

Dominik Schrage

1. Zwei Lesarten von »Materialität«

Man kann unter »Materialität der Kultur« zweierlei verstehen: Zunächst kann gefragt werden, inwiefern Kultur durch die Materialität der Dinge geprägt ist, womit auf eine gleichsam vorkulturelle Dimension gezielt wird. Den dinglichen Artefakten eignet in dieser Perspektive eine substantielle Qualität, die weder im technischen Wissen um ihre Herstellung und Wirkung, in den Regeln ihres Gebrauchs noch in den mit ihnen konnotierten Bedeutungen aufgeht. Diese substantielle Qualität kann durch kulturelle Praktiken und Sinnsysteme zwar geformt oder referenziert werden, liegt als materielle jedoch vor aller Kultur und bleibt unverfügbar. Andererseits kann aber unter »Materialität der Kultur« auch metaphorisch verstanden werden, dass der Kultur selbst, als Ensemble von Diskursen begriffen, eine quasimaterielle Qualität zukommt, insofern sie den Subjekten unverfügbar ist und Zwangswirkungen zeitigt, die mit Eigenschaften dinglicher Artefakte verglichen werden können – etwa nur bestimmte Gebrauchsweisen zuzulassen und sich anderen zu sperren. Diese Verwendung von »Materialität« als metaphorisch zu bezeichnen präjudiziert allerdings nicht, dass es sich dabei im Vergleich zur erstgenannten um ein bloß abgeleitetes und allein deshalb weniger triftiges Verständnis handelt; worauf es hier ankommt ist lediglich, dass in der diskurstheoretischen Variante die physische Stofflichkeit nicht ontologisch von kulturellen Phänomenen unterschieden wird und somit vom tradierten Wortsinn der »Stofflichkeit« abgewichen wird. So unterscheiden sich also beide Zugänge darin, dass sie Materialität und Kultur einmal exklusiv und einmal inklusiv fassen, dass einmal die Stofflichkeit der Dinge und einmal die Dingähnlichkeit kultureller Strukturen als Referenzen für »Materialität« erscheinen. Sie unterscheiden sich jedoch nicht hinsichtlich der Struktur des Verweises auf ein Unverfügbares – dies ist, so meine These, offenbar der Gehalt der Rede von der Materialität der Kultur.

Es ist deutlich, dass die beiden Verständnisse einer »Materialität der Kultur« durch den sogenannten *linguistic turn* voneinander getrennt sind: Der Rekurs auf eine Dimension des Stofflich-Unverfügbaren, sei es, dass die Dinghaftigkeit von Naturdingen und Artefakten (vgl. Böhme 1995), sei es, dass der Leib, das Unsagbare

gemeint ist (vgl. Waldenfels 1999), bringt Instanzen des Vorsprachlichen gegen solche Konzepte in Stellung, die kulturelle Phänomene primär als sprachliche erschließen. Der sprachtheoretischen Akzentuierung der Polysemie der Worte und des Konstruktionscharakters der Begriffe wird eine Instanz entgegengehalten, welche diesem Zugang verschlossen bleiben muss: Es müsse etwas außerhalb der Sprache geben, es müsse Grenzen der Sprache geben, über die zu sprechen sei, um dem Idealismus der Sprachtheorie zu entgehen, so die Kritik.

Der Rekurs auf die Materialität des Diskurses hingegen richtet sich gegen den Primat des Bewusstseins, gegen die Annahme, Sprache sei ein unproblematisches Verständigungsmittel im Verkehr zwischen Subjekten und der Welt der Objekte. Die »Materialität des Diskurses« steht hier für die Eigenqualität der Sprache, die Historizität und Kontextualität der Begriffe, für die institutionellen Ordnungen des Sprechens, die gerade nicht als transparente Verständigungsmittel zwischen den Subjekten und Objekten vermitteln, sondern ihr Verhältnis überhaupt erst strukturieren, konstruieren (vgl. Lösch u.a. 2001). Man müsse die Polysemie der Sprache, den Wandel der Ordnungen des Sprechens und den performativen Charakter der Diskurse berücksichtigen, um dem Idealismus des Bewusstseins und der ewig gültigen Wahrheiten zu entgehen.

So wenig sich die eine oder die andere Position als genuin materialistische verstehen mag, so sehr fungiert das jeweilige Verständnis einer »Materialität der Kultur« als Gegenbegriff zu einem jeweils anders gedachten »Idealismus«: Gegen einen Idealismus des bloßen Sprechens, dem die Existentialdimensionen des Dinglichen, des Körperlichen, des vor der Sprache Liegenden entgehe – gegen einen Idealismus des Bewusstseins, dem entgehe, dass das Subjekt nicht Ursprung, dass die Wahrheit nicht der Endpunkt, sondern dass beide Effekte der Diskursgeschichte seien. »Materialität der Kultur« verweist auf etwas, das sich nicht fügt, das nicht zur Disposition steht und positioniert dieses gegen dasjenige, was jeweils als Idealismus erscheint: Idealismus des bloßen Sprechens, Idealismus der ahistorischen Wahrheiten.

Wie aber ist es erklärbar, dass im Streit um den *linguistic turn* das Begriffsdoppel Materialismus/Idealismus wiederauflebt, welches doch unter ganz anderen Umständen geprägt wurde? Weder die gegen den *linguistic turn* ins Feld geführte Existentialdimension einer Materialität der Kultur, noch die diesen plausibilisierende Materialität des Diskurses sind schließlich als Gegenstandsbereiche zu verstehen, die mit empirisch-wissenschaftlichen Verfahren physischer Naturerkenntnis erforschbar sind – gerade dies nicht! Statt der seit dem 18. Jahrhundert geläufigen Gegenüberstellung der Weltanschauungen des Materialismus und des Idealismus wird vielmehr in den hier betrachteten Perspektiven der jeweilige Gegenstand – die Materialität der Kultur – durch die polemische Abgrenzung von Idealismen überhaupt erst konstituiert: Der Verweis auf seine Materialität ist gleichsam der in den

Gegenstand verschobene Materialismus, der nur in der polemischen Abhebung von den jeweiligen Idealismen plausibel wird.

Die Frage ist, ob eine solche polemische Konstellation ausreicht, um die jeweils in Anschlag gebrachten Kulturkonzepte dauerhaft tragfähig zu machen. Ich möchte dieser Frage exemplarisch anhand der bei und im Anschluss an Michel Foucault formulierten Begrifflichkeiten »Diskurstheorie« und der »Diskursanalyse« nachgehen, also nur eines der beiden anfangs vorgestellten Konzepte weiterverfolgen. In diesem Kontext, so die These, ist der Bezug auf eine Materialität der Kultur beziehungsweise des Diskurses keineswegs eindeutig oder einheitlich. Somit engt sich die Fragestellung ein: Wie kommt es überhaupt dazu, dass ein Konzept der Materialität des Diskurses in ein Forschungsprojekt Einzug hält, das Sprache gerade nicht von außersprachlichen Referenten herleitet, und insofern nach dem *linguistic turn* zu situieren ist? Wieso wird der Leitbegriff des Basis-Überbau-Schemas in ein offenkundig ganz anders geartetes Theoriemodell integriert? Welche Konsequenzen hat dies?

2. Diskurstheorie (»Die Ordnung des Diskurses«)

Zur Sortierung des Problems sei eine bekannte Schlüsselformulierung Foucaults aus der Ordnung des Diskurses angeführt: Die »Produktion des Diskurses«, so Foucault in der deutschen Übersetzung, werde in jeder Gesellschaft »kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert (...) – und zwar durch gewisse Prozeduren, deren Aufgabe es ist, die Kräfte und die Gefahren des Diskurses zu bändigen, sein unberechenbar Ereignishaftes zu bannen, seine schwere und bedrohliche Materialität zu umgehen.« (Foucault 1991: 11). An anderer Stelle des Vortrags werden Ereignis und Materialität wiederum verknüpft: Diskurse müssten als Ensembles diskursiver Ereignisse verstanden werden, so Foucault, und weiter: »gewiß ist das Ereignis weder Substanz noch Akzidenz, weder Qualität noch Prozeß; das Ereignis gehört nicht zur Ordnung der Körper. Und dennoch ist es keineswegs immateriell, da es immer auf der Ebene der Materialität wirksam ist, Effekt ist (...) Sagen wir, daß sich die Philosophie des Ereignisses in der auf den ersten Blick paradoxen Richtung eines Materialismus des Unkörperlichen bewegen müßte.« (Foucault 1991: 37) Das sind sehr dunkle Stellen, und der Inauguralvortrag »Die Ordnung des Diskurses« ist überhaupt ein sich nicht leicht erschließender Text. Jedenfalls scheint hier die Materialität des Diskurses nicht durch seinen stofflichen Charakter bestimmt zu sein, sondern durch seinen Ereignischarakter sowie durch eine Existentialdimension der Machtwirkungen. Der Machtbegriff in diesem Vortrag unterscheidet sich stark von Foucaults späterer Verwendung des Konzepts,

für die der relationale Charakter der Macht ausschlaggebend ist. Hier jedoch scheint der Verweis auf die »Materialität des Diskurses« weitgehend die »Härte« (im Sinne von Unverfügbarkeit) der Machtwirkungen zu erläutern.

Die positive Bestimmung der diskursiven Ereignisse ist nun offenbar die Eigenschaft, »Effekt« und »auf der Ebene der Materialität wirksam zu sein«. Aber was bedeutet das? Offenbar nicht weniger und auch nicht mehr, als dass der Diskurs eine eigene Wirklichkeitsdimension darstellt, die der physischen Realität nicht unterzuordnen oder aus ihr abzuleiten wäre, zugleich aber im Gegensatz zu einem Idealismus des Bewusstseins steht. »Materialität« ist hier offenbar nicht mehr als eine polemische Metapher, mit deren Hilfe der Diskurs als Zwischeninstanz zwischen dem Denken und Sprechen vor allem gegen bewusstseinsphilosophische Begriffe plausibilisiert werden soll. »Schwer und furchterregend«, so meine Übersetzung, ist der Diskurs deshalb, weil er ein Eigendasein führt und – so die Argumentation des Vortrags – weil das »zufallsbedingte Ereignis«, wiederum meine Übersetzung, von den Mechanismen der Kontrolle immer nur sporadisch »gemeistert« werden könne. Der Rückgriff auf »Materialität« ist eine taktische Instrumentalisierung des Idealismus-Materialismus-Gegensatzes: Man könnte es vielleicht auch ganz anders sagen.

Die Struktur des offenbar mehr metaphorisch genutzten Gegensatzpaars Materialismus/Idealismus führt aber auch mit sich, dass der Duktus der Rede über den Diskurs die Form einer erkenntnistheoretischen Fundierungsbemühung annimmt: Obwohl ein Gutteil des Vortrags darin besteht, gängige erkenntnistheoretische Konzepte zu deplausibilisieren, wird der Diskursbegriff als eine »Ebene zwischen Denken und Sprechen« wiederum in erkenntnistheoretischen Terms eingeführt. Das wichtigste Indiz dafür ist, dass von »dem« Diskurs die Rede ist, dass »Diskurs« im Singular steht, obwohl es sachlich entweder um spezifische, also nicht verallgemeinerbare Diskurse geht, die als Beispiele dienen (etwa der Biologie, die Mendel verständnislos gegenübersteht), oder aber um Serien, Ereignisse, Reihen, also um Pluralitäten von Diskursen oder Diskurselementen. Die »Materialität des Diskurses« ist hier vor allem als Verweis auf eine zwingende, das heißt überindividuelle Kraft zu verstehen, die dieser einerseits auf die Subjekte ausübt, die aber zugleich »in Gesellschaften« kanalisiert wird und doch, wie es an einer Stelle heißt, »als eine Gewalt (zu) begreifen (ist), die wir den Dingen antun« (Foucault 1991: 34).

Es ist hier sicher nicht falsch, einen vergleichenden Blick auf Emile Durkheims Fundierung des Sozialen zu werfen, dies nicht in Hinsicht auf sachliche Identität, sondern vielmehr auf formale Parallelen. Auch Durkheims Diktum, man müsse die sozialen Tatbestände wie Dinge behandeln, nutzt die Analogiebildung seines Gegenstandes mit der Materialität der Dinge (und nicht zuletzt mit den bereits erfolgreichen Naturwissenschaften), um der Wissenschaft Soziologie ihr eigenes Gegenstandsfeld zu erschließen (Durkheim 1999). Die Folgerung, Soziales sei nur durch

Soziales zu erklären, arrondiert im nächsten Begründungsschritt die erkenntnistheoretische Eigenstellung des Sozialen und die Zuständigkeit der Soziologie. Durchaus vergleichbar die diskurstheoretische Argumentation in der Ordnung des Diskurses.

In einem anderen Sinn ist hingegen »Materialität« in Foucaults Archäologie des Wissens gefasst. Ich werde dies gleich kurz skizzieren und damit auf eine anders gelagertes Verständnis von »Diskurs« zu sprechen kommen, welches ich in Abgrenzung zur »Diskurstheorie« als »Diskursanalyse« bezeichne, denn hier kommt im Gegensatz zu der erkenntnistheorieförmigen Argumentation eine methodologische Argumentation zum Tragen.

3. Diskursanalyse (»Archäologie des Wissens«)

Anders als in der »Ordnung des Diskurses«, die auf die Plausibilisierung eines eigenständigen Wirklichkeitsbereichs namens »der Diskurs« zielt, ist das Problem der »Archäologie des Wissens« die (mühsame) Herausarbeitung einer Sprache, die im Stande ist, verschiedenste Untersuchungen von Diskursen anzuleiten. Dabei geht es nicht um die Formulierung einer allgemein gültigen Methode, sondern vielmehr um die auf Dauer gestellte Reflexion des Verhältnisses von Untersuchenden und Untersuchungsgegenstand. Letztlich, so der Anspruch, sollen sämtliche Vorverständnisse psychologischer, ideologischer und philosophischer Natur kontrollierbar werden, also dem Feld der Diskurse zugewiesen, sollen die den Diskursen »selbstverständlich« zukommenden Bedeutungen selbst zum Forschungsgegenstand werden. In diesem Zusammenhang ist der in der »Ordnung des Diskurses« prominente Verweis auf die »Materialität des Diskurses« nicht zentral, der eigentliche Gegenstand der »Archäologie des Wissens« sind die kleinsten Elemente der Diskurse, die Aussagen, und ihre von der Diskursanalyse herauszuarbeitenden Regelmäßigkeiten.

Der Materialität dieser Aussagen wiederum ist im Kapitel »Die Aussagefunktion« ein kürzerer Abschnitt gewidmet; diese Bestimmung ist jedoch nicht gegen den Idealismus des Bewusstseins gerichtet, sondern vielmehr gegen das grammatische Modell der Linguistik. Im Kern geht es darum, die Faktizität des Gesagt- oder Geschrieben-Werdens von Aussagen, ihre Performativität von dem grammatischen Modell abzuheben, das auf allgemeine Regeln zur Formulierung korrekter Aussagen zielt. In diesem Zusammenhang – und darin besteht die »Materialität« der Aussagen in der Archäologie des Wissens – kommt das in den Blick, was heute als ihre Medialität bezeichnet werden könnte:

Einerseits bedarf eine Aussage, so Foucault, »einer Substanz, eines Trägers, eines Orts und eines Datums. Und wenn diese Erfordernisse sich modifizieren, wechselt sie ihre Identität.« Andererseits ist eine Aussage aber auch mehr als das

Ereignis einer einmaligen Äußerung, denn »trotz ihrer Materialität kann sie sich wiederholen«. Und weiter, so Foucault, sichere »nicht ein stoffliches Fragment (...) die Identität der Aussage, sondern deren Identität variiert mit einem komplexen System von materiellen Institutionen.« Und schließlich: »Das System der Materialität, dem Aussagen notwendig gehorchen, gehört also mehr der Institution zu als der räumlich-zeitlichen Lokalisierung; es definiert Möglichkeiten der Re-Insription und der Transkription...« (Foucault 1992: 147-150). »Materialität«, und ihr hier genanntes Kriterium der Wiederholbarkeit, wird an dieser Stelle also vor allem von linguistischen, auf generative Regeln zielenden Konzepten abgegrenzt: Nicht grammatische Regeln, sondern als »materiell« bezeichnete Strukturen (etwa Institutionen) bewirken die Wiederholbarkeit von Aussagen.

Friedrich Kittler hat in seiner Foucault-Interpretation solche Formulierungen aufgegriffen und medientheoretisch umgestellt: Die Foucaultsche Diskursanalyse, so Kittler, beziehe sich auf das Gutenberg-Zeitalter der Schrift und der Archive und sei angesichts der elektrischen und elektronischen Medien zu ergänzen (Kittler 1986). An die Stelle des bei Foucault anvisierten Mediums der Schrift hätten die analogen und digitalen Aufzeichnungs- und Chiffrierungsprozesse zu treten; an die Stelle der Foucaultschen Materialität der Aussagen und des Diskurses habe die Technik der Medien zu treten, welche die eigentliche Basis der Reproduktionsprozesse unserer Kultur darstelle. Das heißt: Dort wo Foucault vom »komplexen System von materiellen Institutionen« spreche, habe man Radio, Fernsehen, Film und Computer einzusetzen. Die Beobachtung Kittlers, dass dem Foucault der »Archäologie des Wissens« die medientheoretischen Begrifflichkeiten fehlen, ist durchaus richtig und plausibel – gerade die eben zitierte Stelle steht dafür. Nur, so scheint mir, ist es fraglich, ob das erkenntnistheorieförmige Konzept der »Materialität des Diskurses« aus der »Ordnung des Diskurses«, und das in seinem Hintergrund wirksame Gegensatzpaar Materialismus-Idealismus die geeignete Referenz ist, um die bei Foucault tatsächlich nicht thematischen Phänomene der modernen Massenmedien an diskursanalytische Konzepte zu adaptieren. Vielmehr werden in der Kittlerschen Medientheorie die Risiken des Konzepts der »Materialität der Kultur«, beziehungsweise des Diskurses, deutlich:

Diese liegen nämlich in der Ausfaltung des im Materialismus-Konzept angelegten Basis-Überbau-Schemas, aus welchem dann – etwa bei Kittler – die These resultiert, dass die Technik der Medien kulturelle Prozesse determiniere. Und damit ist – um zur Gegenüberstellung der beiden zu Beginn gegenübergestellten Lesarten der »Materialität der Kultur« zurückzukommen – wiederum eine vor-kulturelle Dimension angepeilt. Die Medientechnik wird zum Unverfügbaren der Kultur, zu ihrem Quellcode, in den manipulative – etwa sich als emanzipatorisch verstehende – Interventionen nurmehr als technisches Expertenhandeln vorstellbar sind. Ein klassisches Basis-Überbau-Modell.

4. Konsequenzen

In den Diskurskonzeptionen bei Foucault nimmt die »Materialität des Diskurses« eine, wie ich in meinen kurzen Sondierungen zu zeigen versuchte, keineswegs eindeutige Rolle ein: Meine heuristische Unterscheidung von »Diskurstheorie« und »Diskursanalyse« sollte vor allem auf zwei verschiedene Anschlussoptionen an die Arbeiten Foucaults hinweisen, von denen die eine – die Option Diskurstheorie – das Materialitätskonzept vor allem zur Abgrenzung des Gegenstandsbereichs des Diskurses von anderen nutzt. Die andere Option – Diskursanalyse – interessiert sich wenig für die ontologische Qualität ihres Untersuchungsgebiets, was keineswegs ausschließt, dass Aussagen auf Papier gedruckt, gespeichert und vervielfältigt werden können, dass sie – medientheoretisch verlängert – in technischen Mediensystemen prozessieren können. Nur scheint mir dieser, bei Foucault nur sporadisch angemerkte Zusammenhang, nicht in letzter Instanz auf die materielle, sondern ebenso (man denke an die Digitalisierung) auch auf eine immaterielle Qualität medialer Diskurse zu verweisen. Und dies, die unendliche Reproduzierbarkeit und die Fernwirkung der Medien, nicht die Trägersubstanz der Aussagen, ist denn auch das, was kulturkritisch wie medientheoretisch als das Ausschlaggebende der elektronischen Medien bemerkt wurde (vgl. bereits Anders 1988). Die Kultur des Medienzeitalters kann deshalb analytisch durchaus als »Material« von Diskursanalysen betrachtet werden (im Sinne der zergliedernden und entselbstverständlichenden Programmatik der Diskursanalyse, vgl. Schrage 1999), gerade auch wenn diesem »Material« jede »Materialität« in einem ontologischen Sinne abgeht. Denn typisch für eine durch die technischen Medien geprägte Kultur ist gerade nicht ihre schlechthin unverfügbare Materialität, sondern vielmehr die Artifizialität ihrer Produkte, und damit auch deren präformierter, vermittelter und deshalb prinzipiell disponibler Charakter.

Literatur

- Anders, Günther (1988), *Die Antiquiertheit des Menschen. Bd.1: Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution*, (zuerst 1956), München.
- Foucault, Michel (1991), *Die Ordnung des Diskurses*, (frz. 1971), Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (1971), *L'ordre du discours*, Paris.
- Foucault, Michel (1992), *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a.M.
- Durkheim, Emile (1999), *Die Regeln der soziologischen Methode*, (frz. zuerst 1895), Frankfurt a.M.
- Kittler, Friedrich (1986), *Grammophon Film Typewriter*, Berlin.
- Lösch, Andreas/Schrage, Dominik/Spreen, Dierk u.a. (Hg.) (2001), *Technologien als Diskurse. Konstruktionen von Wissen, Medien und Körpern*, Heidelberg.

-
- Schrage, Dominik (1999), »Was ist ein Diskurs? Zu Michel Foucaults Versprechen, »mehr ans Licht zu bringen«, in: Bublitz, Hannelore u.a. (Hg.), *Das Wuchern der Diskurse – Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, Frankfurt a.M./New York, S. 63–74.
- Böhme, Gernot (1995), »Das Ding und seine Ekstasen. Ontologie und Ästhetik der Dinghaftigkeit«, in: ders., *Atmosphäre*, Frankfurt a.M., S. 155–176.
- Waldenfels, Bernhard (1999), *Sinnesschwellen. Studien zur Phänomenologie des Leibes*, Frankfurt a.M.